



Möller

Praktische Stillehre

*Maßstäbe für die Sachprosa ·
Zweckbestimmte Ausdrucksformen ·
Formulierungsansatz
und Ausformulierung*

Georg Möller

Praktische Stillehre

bearbeitet von Ulla Fix

VEB Bibliographisches Institut Leipzig

Möller, Georg:

Praktische Stillehre / Georg Möller. Bearb. von Ulla Fix. --
5., unveränd. Aufl. -- Leipzig : Bibliographisches Institut, 1986. --
244 S.

NE: Fix, Ulla [Bearb.]

5., unveränderte Auflage

© VEB Bibliographisches Institut Leipzig, 1986

Verlagslizenz Nr. 433 130/136/86

Printed in the German Democratic Republic

Lichtsatz: INTERDRUCK Graphischer Großbetrieb Leipzig – III/18/97

Druck und buchbinderische Weiterverarbeitung: Druckhaus Aufwärts,
Leipzig

Lektor: Manuela Beisswenger

Einband: Rolf Kunze, Großpösna

LSV 0819

Best.-Nr.: 576 735 2

00500

Inhalt

Vorbemerkung 7

1. Einführung 9
2. Sprachbenutzer, Sprache und Gesellschaft 11
3. Maßstäbe für angemessene Sachprosa 13
4. Die Leistung der Gegenwartssprache für die Sachprosa 18
5. Die Wirkung sprachlicher Muster 27
6. Der Wille zum guten Stil 30
7. Mängel in der Gedankenführung und ihre sprachliche Entsprechung 32
8. Die Wahl sprachlicher Mittel 39
9. Das Anderssagen: Austauschbedürfnisse im Schreib- und Sprechakt 42
10. Schule des Satzbaus I 47
 - 10.1. Rahmensatz und Ausklammerung 47
 - 10.2. Das Nachfeld 58
 - 10.3. Verknüpfung von Sätzen 64
 - 10.4. Neben- und Unterordnen 74
 - 10.5. Zum Fügungswert der Präpositionen 86
 - 10.6. Zum Gebrauch des Konjunktivs 94
 - 10.7. Aktiv und Passiv 99
11. Schule des Satzbaus II 108
 - 11.1. Begrifflichkeit und nominaler Ansatz 108
 - 11.2. Substantivische Ausdrucksweise (Nominalstil) 111
 - 11.3. Spontane Wortbildung beim Satzbau 118
 - 11.4. Unangemessene Verwendung substantivischer Ausdrucksweise 122
 - 11.5. Der Ausbau des Einfachsatzes 129
 - 11.6. Adverbial gebrauchte Adjektive 131
 - 11.7. Ketten von Substantiven 138
 - 11.8. Vorangestellte Attributgruppen 141
 - 11.9. Das Fremdverb im Satz 149
12. Ordnungsfiguren 155
13. Das Wort: Eindeutigkeit und Deutlichkeit 161
14. Veranschaulichung 176
15. Neubenennung 184
 - 15.1. Substantive 184
 - 15.2. Fremdwörter 192
 - 15.3. Adjektive 196

15.4. Verben	206
15.5. Zur Benennung von Begriffen	210
16. Zum Sachvortrag	219
Anhang: Arbeitstechnik und Endformulierung	231
Sach- und Schlagwortregister	238
Benutzte und weiterführende Literatur	241
Quellen	242

Vorbemerkung zur 3. Auflage

Was die „Praktische Stillehre“ will, ist heute so aktuell wie vor zehn Jahren, und was sie bei ihrem ersten Erscheinen auszeichnete, ist heute nicht minder bemerkenswert: die Wachheit und die Toleranz, mit der Sprache und Sprachentwicklung betrachtet und beurteilt werden, die sich daraus ergebende tolerante und zugleich kritische Haltung des Autors, der als Erzieher und Ratgeber, nicht aber als Schulmeister und Beckmesser verstanden sein will, der von den Bedürfnissen des Sachdarstellers statt von einer starren Schulmeinung ausgeht, der sich den Sprachproblemen des Praktikers widmet, statt dessen Stilgefühl an der Kunstprosa zu schulen, der nicht trocken und unanschaulich, sondern locker und gepflegt schreibt und mit einer Vielzahl von Beispielen unser Vorstellungsvermögen anregt.

Georg Möller will den schreibenden Praktiker zum Verantwortungsbewußtsein beim Sprachgebrauch erziehen und ihn befähigen wie ermutigen, Entscheidungen zu treffen. Sollte man mehr wollen? Weshalb schien eine Bearbeitung dennoch zweckmäßig?

In den vergangenen zehn Jahren wurde die Sprachwissenschaft um wesentliche Erkenntnisse bereichert, so daß die theoretischen Grundlagen der „Praktischen Stillehre“ teilweise überholt waren. Sie wurden auf den neuesten Stand gebracht und, soweit es nötig schien, erweitert. Zum Beispiel wurden Erkenntnisse über die Rolle des Verbs im Satz (Valenzbegriff) und über den Rahmenbau (Mitteilungswert), Einsichten in Textgesetzmäßigkeiten (Textbegriff) und Voraussetzungen für die Wahl sprachlicher Mittel (Begriff der Angemessenheit) einbezogen bzw. differenziert. Die Bezeichnungen *Sachprosa*, *Kunstprosa* und *Alltagsrede* wurden festgelegt und im folgenden Sinne einheitlich verwendet: *Sachprosa* (man begegnet in diesem Zusammenhang auch Ausdrücken wie *Gebrauchssprache* und *Zwecksprache*) bezieht sich immer auf bewußt gestaltete, fachlich informierende oder verhaltenslenkende Texte. Mit der Bezeichnung *Kunstprosa* (auch: *Belletristik*, *schöne Literatur*) erfassen wir Texte, die künstlerisch ausgefeilt, auf ästhetische Wirkung hin geformt sind. *Alltagsrede* (auch: *Umgangssprache*) schließlich bezeichnet den alltäglichen, spontanen und ungezwungenen Sprachgebrauch im täglichen Miteinander.

Schließlich war die von Georg Möller ausdrücklich außer acht

gelassene sprachwissenschaftliche Systematik in Ansätzen einzuführen; dabei durfte die Lesbarkeit des Buches nicht beeinträchtigt werden. So wurde der Zusammenhang zwischen den Möglichkeiten freier Gestaltung des Textes (Das Anderssagen) und der bestimmenden Rolle des Verbs im Satz hergestellt. Aus dem Streben nach Systematisierung ergab sich auch eine Veränderung der Kapiteleinteilung und -folge: es erschien zweckmäßig, die Kapitel „Wahl sprachlicher Möglichkeiten“ und „Das Anderssagen“, die jetzt inhaltliche Bezüge aufweisen, zusammenzustellen. Das Kapitel „Sachvortrag“ (bei Georg Möller: „Besonderheiten des mündlichen Ausdrucks“) hingegen rückte an das Ende des Buches, da in ihm fast nur übersprachliche Gesichtspunkte eine Rolle spielen.

Die zunehmende Bedeutung gesellschaftswissenschaftlicher Texte und die gezielte Untersuchung ihrer sprachlichen Gestaltung durch die Sprachwissenschaft legten es nahe, solche Texte ausführlicher einzubeziehen. Der Bestand an Beispielen wurde dementsprechend erweitert und verändert. Bei dieser Gelegenheit ließen sich inhaltlich veraltete Beispiele durch neue, möglichst über lange Zeit gültige Belege ersetzen.

Ein Quellenverzeichnis vermittelt dem interessierten Leser jetzt einen Überblick über die thematische Vielfalt der verwendeten Quellen. Auch Hinweise auf benutzte und weiterführende Literatur schienen nützlich. Das Register wurde überprüft und ergänzt.

Georg Möller begegnete allen Vorstellungen des Bearbeiters mit der Toleranz und dem Verständnis, die ihn auch als Autor auszeichnen. Eine gute Aufnahme der vorliegenden Fassung, wie sie dem Buch zu wünschen ist, wäre eine weitere Bestätigung seiner Arbeit.

Leipzig, im September 1977

Ulla Fix

1. *Einführung zur 1. Auflage (gekürzt)*

Diese Stillehre will nicht „allgemein“ sein; sie beschränkt sich auf die Gebrauchssprache – und zwar in ihrer heutigen Gestalt. Sie ist – wenn ich so sagen darf – „in Anwesenheit“ der Literatursprache und der Umgangssprache entstanden, bezieht diese Schichten jedoch nicht in die Darstellung ein.

Diese Stillehre ist für „Benutzer“ der deutschen Sprache geschrieben, nicht für Betrachter und noch weniger für Leser, die systematische Stilkunde betreiben wollen. Es war meine Absicht, auf wissenschaftlicher Grundlage einen Helfer für die Praxis zu schaffen.

Diese Stillehre wendet sich vornehmlich an „Sachdarsteller“: Fachkundige und Sachkennër in Produktion, Verwaltung, Wissenschaft, die, wenn sie schreiben oder reden, zweckbestimmte Aufgaben zu lösen haben. Ich war bestrebt, den Sachdarsteller ständig in der Rolle eines Formulierenden zu sehen, und habe versucht, so nahe wie möglich an die Formulierungssituation, den Schreib- und Redeakt, heranzurücken. Daraus ergab sich die Notwendigkeit, jeweils Alternativen aufzuweisen, erst das legitime Ausdrucksmittel, dann seine Gefährdungen und Fehler zu zeigen und, wo es anging, die Besonderheiten mündlichen Ausdrucks von denen des schriftlichen abzuheben.

Diese Stillehre ist kein Buch für Anfänger. Beherrschung der Grammatik wird vorausgesetzt. – Ja, ich habe mir bei der Abfassung Benutzer des Buches vorgestellt, die bereits zu Themen ihres Sachgebiets geschrieben, vielleicht sogar publiziert, und Vorträge gehalten haben.

Aus diesem Vorhaben ergibt sich die Auswahl der Behandlungspunkte und ihre Anordnung. Der innere Aufbau der Stillehre folgt nicht einer sprachwissenschaftlichen oder stilkundlichen Systematik. – Und was als selbstverständlich vorauszusetzen ist, wurde nicht („der Vollständigkeit wegen“) noch einmal gesagt.

Im Einverständnis mit dem Verlag habe ich auf jeden philologischen Apparat verzichtet; ein umständliches Beiwerk von Quellenangaben und Verweisungen könnte nur behindern. Aus demselben Grunde wurden nur die allernotwendigsten grammatischen Termini verwendet.

Die Beispiele sind sehr zahlreich; ich verspreche mir davon, daß der aufmerksame Leser seine eigenen Schlüsse aus ihnen zieht.

Ich war bemüht, in die Ausdrucksformen und -verfahren mög-

lichst vieler und sehr unterschiedlicher Wissenschaften und Sachbereiche Einblick zu nehmen, teils, um mir selbst das Bild der Gebrauchssprache zu bestätigen, wie ich es in dem Büchlein „Deutsch von heute“ skizziert habe, teils, um eine Beispielsammlung zu gewinnen, die als einigermaßen repräsentativ gelten kann. Keins der Beispiele ist erfunden; doch wurden viele Sätze umstilisiert oder verkürzt, wenn es darum ging, eine sprachliche Erscheinung deutlich hervortreten zu lassen. Quellenangaben sind in den Text eingefügt, damit der Leser nicht zu blättern braucht.

Einigen Zeitschriften ist besonders viel Belegmaterial entnommen; es sind solche, die sich nicht auf ein Fachgebiet beschränken, sondern – günstig für unsere Zwecke – vielen im Wechsel Raum geben. Wir zitieren sie abgekürzt. Die Abkürzung TGL als Symbol für die DDR-Standards dürfte allgemein bekannt sein.

Fehlerbeispiele und fragwürdige Bildungen sind in <> gesetzt. Ein Register von Stich- und Schlagworten soll die Benutzung erleichtern. Ein Nachschlagewerk ist diese Schrift allerdings nicht; sie will durchgelesen sein.

Mühlhausen, im Dezember 1967

Georg Möller

2. *Sprachbenutzer, Sprache und Gesellschaft*

Sind die Sprache und ihre Verwendung nicht eigentlich etwas Selbstverständliches und Sache des einzelnen allein?

Jeder beherrscht schließlich seine Sprache so weit, daß er sie für seine Zwecke nutzen kann. Meist tut er das, ohne darüber nachzudenken. Ist Unbefangenheit hier keine Tugend?

Wer sein Sprachverhalten aufmerksam betrachtet, wird feststellen, daß die Dinge nicht so einfach sind: Er wird sich nämlich durchaus in Situationen finden, denen er sprachlich nicht gewachsen ist. Jeder hat schon einmal den Stoßseufzer gehört oder ausgestoßen: Ich weiß schon, was ich sagen will, aber mir fehlt das richtige Wort. Es ist gar nicht selten, daß die sprachlichen Mittel, die wir benötigen, um das Gemeinte deutlich zu machen, nicht zur Hand sind. Viel Zeit könnte gespart, viele Dissonanzen könnten vermieden und viele Diskussionen könnten von vornherein inhaltlichen Fragen gewidmet werden, wäre man sich sprachlich bereits im klaren, gar nicht zu reden davon, daß klares Denken und klares Sprechen einander bedingen. Es geht hier also gar nicht nur um unser Sprachverhalten, es geht auch um unsere Denkabläufe (vgl. Kap. 7).

Das sprachliche Nichtgenügen zeigt sich nicht allein in der unvollkommenen Beherrschung der Mittel. Mancher kann an sich und anderen die Neigung beobachten, einen Sachverhalt auch dann weitschweifig darzustellen, wenn Ausführlichkeit gar nicht am Platze ist. Weitschweifigkeit tritt oft deshalb auf, weil der treffende Ausdruck nicht parat ist oder weil man der Anziehungskraft eines sprachlichen Vorbilds, oft eines Klischees, kritiklos nachgibt. So verletzt man das Prinzip der Ökonomie, das im Bereich der Sachprosa grundlegend ist. Eigentlich dürfte es sich niemand leisten, gegen dieses Prinzip zu verstoßen; da die Folgen sprachlicher Nachlässigkeiten jedoch niemandem Schmerzen bereiten und kein privates Budget schmälern, also ungestraft durchgehen, leistet man es sich nur zu oft, Sprache unökonomisch zu nutzen.

Unbefangenheit ist also doch nicht uneingeschränkt eine Tugend, und Sprache ist nicht nur Sache des einzelnen; sprachliches Sichgehenlassen gefährdet die Kommunikation, und das schadet – zumindest in einigen sprachlichen Bereichen, so auch in der Sachprosa – der Gesellschaft. Wie lange es bei einer Besprechung dauert, bis die üblichen sprachlichen Mißverständnisse aus-

geräumt sind, spielt für die Effektivität der Arbeit eine Rolle. Es fördert die Freude an der Arbeit und die Beziehungen im Kollektiv, wenn es gelingt, Auseinandersetzungen gleich bei der Sache zu beginnen und wenn man das weit verbreitete Aneinandervorbeireden, das auf sprachlicher, vor allem terminologischer Unsicherheit beruht, vermeiden kann. Ungefährdete, möglichst reibungslose Kommunikation ist zweifellos von gesellschaftlichem Interesse.

Das ist freilich nicht alles, was über die gesellschaftliche Gebundenheit von Sprache zu sagen ist. Auch von einem allgemeineren Aspekt her erschließt sich uns der öffentliche Charakter der Sprache, genauer: ihre gesellschaftliche Funktion. Ist es nicht faszinierend, daß Sprache als die einzige Erscheinung überhaupt imstande ist, alle Bereiche der menschlichen Tätigkeit auszudrücken? Man kann mit Sprache alles anfangen – wenn man es kann. Das verpflichtet natürlich.

Dem Vorteil dieser universalen Fähigkeit steht aber zugleich der Nachteil gegenüber, daß das sprachliche System äußerst kompliziert ist,¹ und das macht uns den Umgang mit der Sprache zuweilen nicht gerade leicht. Unbefangenheit im Umgang mit ihr verbietet sich daher in vielen Kommunikationssituationen von selbst.

Wachheit gegenüber der Sprache ist auch aus einem anderen Grund vonnöten. Sprache verändert sich ständig; sie wird von den gesellschaftlichen Entwicklungen beeinflußt und spiegelt sie – am deutlichsten im Wortschatz – wider, indem sie sich selbst entwickelt. *Man muß dieser Entwicklung auf den Fersen bleiben, will man das sprachliche Reservoir voll ausschöpfen und keine Möglichkeiten verschenken.*

Wenn Sprache also ein Spiegel der Zeit ist, müssen sich aus ihren Veränderungen gesellschaftliche Entwicklungen ablesen lassen. Und nicht nur das: Sprache wirkt auch selbst – in ihren Grenzen – auf die Gesellschaft ein, da sie imstande ist, Ideologie auszudrücken und durch besondere Mittel des Wortschatzes ideologisch zu beeinflussen. Das geht alle Teilnehmer an der gesellschaftlichen Kommunikation an, also jeden, der sich auf irgendeine Weise öffentlich zu äußern hat – in Hausversammlungen, Brigadeveranstaltungen, in Zeitungen, Zeitschriften und Berichten. Und wer hätte bei uns diese Gelegenheit nicht?

Das vorliegende Buch will dem Fachmann helfen, sich sprachlich zu bewähren. Um sich bewähren zu können, muß der Sprecher oder Schreiber seine Unbefangenheit steuern, durch Bewußtheit

im Umgang mit Sprache, durch Verantwortungsgefühl gegenüber ihrer gesellschaftlichen Bedeutsamkeit und durch sichere Kenntnis der Besonderheiten auf dem Gebiet der Sachprosa.

3. *Maßstäbe für angemessene Sachprosa*

Stillschweigende Voraussetzung stilistischen Gelingens – das muß immer wieder betont werden – ist die Sachkenntnis. Zwar gibt es auch ein „Hineinschreiben“ ins Thema mit Assoziationsketten, die zu Entdeckungen führen können (bei manchen Schüleraufsätzen, bei Briefen, feuilletonistischen Plaudereien), und fruchtbare Diskussionen, an deren Ende jeder Teilnehmer mehr weiß als zu Anfang – doch im ganzen gilt für den Sachdarsteller: Erst schreiben, wenn man Bescheid weiß, und reden nur, wenn man etwas zu sagen hat. Allerdings besteht ein dialektischer Zusammenhang: Selbst umfangreiche Sachkenntnis, die aus Studium und Erfahrung stammt, wird vertieft und bereichert, wenn man schriftliche oder mündliche Darstellung unternimmt, also die Wendung zu Empfängern vollzieht. Bei umfangreicheren Themen geschieht es nur selten, daß bereits Gewußtes lediglich in Worte gekleidet wird: Meist führt die Bemühung um angemessenen sprachlichen Ausdruck zu neuem Durchdenken des Stoffes, wenn nicht sogar zu neuen Einsichten. Freie Rede und Gespräch sind dazu angetan, Kern- und Schwerpunkte und Leitlinien wie auch Lücken und Unstimmigkeiten hervortreten zu lassen.

Sachkenntnis geht mit Kenntnis des Fachwortschatzes und der üblichen Satzmodelle Hand in Hand, verbürgt jedoch noch nicht, daß die Wahl der Ausdrucksmittel dem speziellen Zweck der Darstellung und dem Bedürfnis des Empfängers entspricht. Es gilt, Maßstäbe zu kennen und zu beachten.

Einen Maßstab für gutes Deutsch schlechthin gibt es allerdings nicht: Man kann nicht Stilnormen der Vergangenheit unbesehen auf die Gegenwart übertragen, ebensowenig wie man Kriterien, nach denen Kunstprosa oder Alltagsrede beurteilt wird, blindlings auf Sachprosa anwenden darf. Auch innerhalb der Sachprosa kann nicht alles über einen Leisten geschlagen werden: Gespräch, Vortrag oder Anleitung, Aktennotiz, Bericht oder Beitrag in einer

Fachzeitschrift – neben gemeinsamen Kriterien gelten für diese Textsorten jeweils eigene.

Stilkriterien dürfen sich also nicht auf ein abstraktes Stilideal beziehen, und sie dürfen nicht schematisch gehandhabt werden. Aber wie handhabt man sie richtig? Und wo oder wie findet man sie überhaupt? Zunächst muß festgehalten werden: Stilkriterien hängen von Faktoren außerhalb der Sprache ab. Stil ist keine „Privatangelegenheit“ der Sprache.

Übergeordnet und für ausnahmslos jeden Text gültig ist die Forderung nach Angemessenheit des Stils. Ein Text ist dann stilistisch angemessen, wenn er sprachlich seiner Funktion, einer außersprachlichen Größe, vollkommen gerecht wird. Das sehr allgemeine Prinzip der Angemessenheit ist für den Sprachteilnehmer noch keine praktische Hilfe, es vermittelt ihm jedoch einen Begriff davon, was mit dem Text angestrebt werden sollte. Das Wie kann sehr verschieden aussehen. Es hängt ab von dem funktionalen Bereich (Kunstprosa, Sachprosa, Alltagsrede), in den der Text gehört, von der aus außersprachlichen Gründen gewählten Darstellungsform (mündlich/schriftlich, monologisch/dialogisch), von den Darstellungsarten (Verfahren zur Textgestaltung wie Beschreiben, Berichten, Erörtern) und von der Situation, in der der Text realisiert wird, der Kommunikationssituation. Aus dem funktionalen Bereich und aus den Darstellungsformen ergeben sich bestimmte, nur für diese Gebiete zutreffende Prinzipien, die nicht verletzt werden dürfen, soll der Text angemessen sein. Diese Prinzipien sind – mehr oder weniger – in Stilistiken festgehalten. Sie sind von einem Text auf einen anderen gleicher Sorte übertragbar.

Die Beschreibung einer Person in der Kunstprosa (z. B. literarisches Porträt) unterscheidet sich stilistisch von der in der Sachprosa (z. B. Beurteilung für die Kaderakte) auffallend, bedingt durch die verschiedenen Funktionen der Texte. Auch innerhalb der Sachprosa gibt es je nach Textsorten Unterschiede: Die Beurteilung für die Kaderakte und die für die Betriebszeitung werden sich nicht nur nach inhaltlichen Gesichtspunkten, sondern auch im Stil unterscheiden. Diese Unterschiede sind in Stilkriterien erfaßbar.

Für gesprochene Sprache gelten andere Regeln als für geschriebene, da ist Lockerheit Prinzip, hier ist Konzentration erforderlich. Im Dialog sind syntaktische Konstruktionen (z. B. Satzabbrüche) erlaubt, die in der monologischen Darstellung undenkbar sind.

Aus der Kommunikationssituation ergeben sich stilbestimmende Faktoren, die nicht übertragbar sind. Da jede Kommunikationssituation im Detail anders ist – abhängig von Individualität und der gesellschaftlichen Gebundenheit der Beteiligten, vom Gegenstand der Mitteilung, von den äußeren Umständen, vom Zeitpunkt der Texterzeugung und von weiteren Faktoren – kann es hier keine allgemeingültigen Regeln geben. In jedem Fall muß sich der Sprecher/Schreiber neu auf die Situation einstellen. Sein Stilprinzip muß sein, einen Text zu erzeugen, der der Kommunikationssituation möglichst angepaßt ist.

Leider hat die traditionelle Stillehre mit ihren Hinweisen für „guten“ Stil, gut gemeint, aber ohne Einblick in die Zusammenhänge, heillose Verwirrung angerichtet; unausbleibliche Veränderungen im Sprachstand der Gegenwart wurden zu Abweichungen vom „Normalen“ erklärt, gewisse Einsichtigkeiten in der Benutzung sprachlicher Mittel pauschal als „Sünden“ abgestempelt. Bezeichnenderweise konzentrieren sich die Angriffe auf einzelne befremdlich erscheinende Wortbildungen, die tiefgreifenden Umschichtungen im Satzbau blieben meist unbemerkt.

Wer Sachprosa schreibt oder spricht, also Sprache benutzt, um eine eindeutig zweckbestimmte Aufgabe zu lösen, kann mit dem Hinweis, daß „man“ früher „nicht so“ geschrieben habe, gar nichts anfangen. Mangels Gegenargumenten steckt er den Tadel ein und – drückt sich weiterhin aus wie bisher! Es ist freilich so, daß einige Verfahrensweisen, die in der Sachprosa üblich sind, den individuellen Stil gefährden können – doch die Gegenüberstellung mit künstlerischen Ausdrucksweisen, womöglich der Vergangenheit, führt nicht zur Korrektur, sondern erhöht die Unsicherheit. Will man einem künstlerischen Text voll gerecht werden, so ist es oft nötig, Biographisches und Zeitgeschichtliches heranzuziehen. Für das Verständnis eines Sachtextes darf Interpretation nicht nötig sein. Bei der Beurteilung von Sachprosa gilt zunächst und vor allem der Gesichtspunkt, ob sie das unmittelbare gesellschaftliche Bedürfnis nach verlustloser Kommunikation befriedigt. Zwischen den Kommunikationspartnern soll exakte, umweglose Verständigung zustandekommen; Wissen soll im Text so getreu gespeichert werden, daß der Sinngehalt vom Partner unverzerrt wieder entnommen werden kann. Voraussetzung dafür ist, daß sich das Gesagte (Niedergeschriebene) voll mit dem Gemeinten deckt. Kriterien für die Qualität aller Textsorten der Sachprosa sind daher Eindeutigkeit, Voll-

ständigkeit, begriffliche Schärfe. In vielen Fällen gilt Knappheit der Texte als erstrebenswert, wie überhaupt geringer Aufwand bei der Herstellung der Texte angestrebt wird und rationelle Verfahren bevorzugt werden. Man darf freilich nicht glauben, daß knappe Texte schneller geschrieben sind als ausführliche. Im Gegenteil: Gerade der Geübte wird bestätigen, daß es viel mehr Überlegung und Disziplin kostet, einen Text so knapp und dabei so exakt wie möglich zu formulieren, als ihn geschwätzig und unkontrolliert ablaufen zu lassen.

Die genannten Kriterien galten nicht immer. Ganz abgesehen von den wechselnden, vor allem ästhetisch bestimmten Stilidealen in der Belletristik, die bis ins 20. Jahrhundert als Stilideal an sich galten, wurde nicht zu allen Zeiten gleich beurteilt, was in der Sachprosa „zweckmäßig“ sei. So hielt der Kanzleistil des 17./18. Jahrhunderts weitläufige Umschreibungen nüchterner Bekanntgaben für angebracht. Die Probleme, die der Rahmenbau deutscher Sätze (vgl. Kap. 10.1., 10.2.) dem Schreibenden stellt, wurden damals anders gelöst als heute.

In einem gewissen Widerstreit mit der sprachökonomischen Tendenz (aber in Übereinstimmung mit der Notwendigkeit, sich an die Kommunikationssituation anzupassen) befindet sich die Forderung nach Eingängigkeit, d.h. Rücksicht auf den „Empfänger“ und seine Aufnahmefähigkeit. Dieses Kriterium gewinnt entscheidende Bedeutung für jede mündliche Übermittlung, darf aber auch beim Schreibdeutschen nicht außer acht gelassen werden. Es gibt namhafte Sachkenner, die die einmal gefundene sprachliche Form ihrer Gedanken und Wissensbestände (zugegeben: eine Bestform) nicht zu variieren verstehen. Man kann sie entschuldigen, aber darf sie nicht nachahmen. Der Lernende jedenfalls muß wissen, daß nichts den individuellen Stil so reich und biegsam macht wie die Aufgabe, ein und dieselbe Sache unterschiedlichen Leser- bzw. Hörerkreisen verständlich zu machen. Wer ernsthaft um seinen Ausdruck bemüht ist, sollte Gelegenheiten dazu suchen.

Bei der Abfassung am Schreibtisch ist es förderlich, sich eine bestimmte Person, die als repräsentativ für einen bestimmten Leserkreis gelten kann, lebhaft als Empfänger vorzustellen. Der Redner wird beim Vortrag ohnedies zur Einstellung auf sein Publikum gezwungen – vorausgesetzt, daß er frei spricht und nicht abliest.

Anschaulichkeit und Bildlichkeit sind in der Sachprosa Mittel, um schnelle Verständigung herbeizuführen und um die Vorstellungs-